

Schulz-Nieswandt, Köstler,
Langenhorst, Marks

Neue Wohnformen im Alter

Wohngemeinschaften
und Mehrgenerationenhäuser

Das Buch basiert auf einer qualitativ-explorativen Studie zu Wohnformen des Alter(n)s jenseits der Dichotomie private Häuslichkeit versus Pflegeheim. In einer Demenz- und in einer Multiple-Sklerose-Wohngemeinschaft sowie in einem integrierten Mehrgenerationenhaus dreier Großstädte wurden die sozialen Prozesse des Gebens und Nehmens und die Aktivierungspotentiale im Hinblick auf die Lebensqualität und das Persönlichkeitswachstum der Bewohner untersucht. Die Ergebnisse der Analyse weisen unter anderem auf eine attraktive Kosten-Effektivität dieser Wohngemeinschaften hin, und es wird zudem deutlich, dass die optimale Wahl der Wohnform biographisch von der personalen Balance zwischen Nähe und Distanz abhängt. Die Studie schließt mit einigen kommunalpolitischen Überlegungen.

Prof. Dr. Frank Schulz-Nieswandt, Dr. Ursula Köstler, Dipl.-Ges.-Ök. Francis Langenhorst und Dipl.-Ges.-Ök. Heike Marks arbeiten am Seminar für Sozialpolitik der Universität zu Köln.

Frank Schulz-Nieswandt
Ursula Köstler
Francis Langenhorst
Heike Marks

Neue Wohnformen im Alter

Wohngemeinschaften und
Mehrgenerationenhäuser

Verlag W. Kohlhammer

Die Studie wurde finanziert und gefördert von Generali Zukunftsfonds und der Stiftung trias.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Warenbezeichnungen, Handelsnamen und sonstigen Kennzeichen in diesem Buch berechtigt nicht zu der Annahme, dass diese von jedermann frei benutzt werden dürfen. Vielmehr kann es sich auch dann um eingetragene Warenzeichen oder sonstige geschützte Kennzeichen handeln, wenn sie nicht eigens als solche gekennzeichnet sind.

1. Auflage 2012

Alle Rechte vorbehalten

© 2012 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Umschlag: Gestaltungskonzept Peter Horlacher

Gesamtherstellung:

W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. KG, Stuttgart

Printed in Germany

Print:

978-3-17-022157-4

E-Book-Formate

pdf: 978-3-17-023553-3

epub:978-3-17-028226-1

mobi:978-3-17-028227-8

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

Geleitwort der Stiftung trias

Vorwort

Teil I Forschungsfragestellung und Stand der Diskussionen

1 Grundlagen: Wohnmorphologische Bestimmungen und theoriegeleitete Hypothesenbildung

1.1 Das Netzwerk Wohngruppe

1.2 Das integrierte Mehrgenerationenhaus

1.3 Wohnformen im Alter und das Konzept des Sozialkapitals

2 Perspektiven der Literatur

2.1 Leben und Wohnen im Alter – eine Pilotstudie

2.2 Soziale Produktivität und Gesundheit – eine Studie von Morten Wahrendorf

2.3 Soziale Beziehungen und Lebenszufriedenheit – eine Studie von Margit Stein

2.4 Netzwerk: Soziales neu gestalten – eine Studie des CSI, ZEW und zze

3 Studiendesign

Teil II Empirie

4 Eine Demenz-Wohngemeinschaft

4.1 Design, Ziele und Status quo-Thesen der Befragung der Demenz-Wohngemeinschaft

4.2 Akteure der Wohngemeinschaft für Demenzkranke

4.3 Charakteristika einer Demenz-Wohngruppe

4.4 Beziehungsprozesse der Gegenseitigkeit in der Demenz-Wohngemeinschaft

4.5 Rolle der Angehörigen

4.6 Dichotomie: Betreuung im Zuhause versus Versorgung im Heim

4.7 Kultur des Sterbens

4.8 Zugangswege zum Wohngruppenkonzept

4.9 Ergebnisse und Interventionsperspektiven

5 Eine Multiple-Sklerose-Wohngemeinschaft

5.1 Design, Ziele und Status quo-Thesen der Befragung der MS-Wohngemeinschaft

5.2 Akteure der MS-Wohngemeinschaft

5.3 Charakteristika der MS-Wohngemeinschaft

5.4 Beziehungsprozesse der Gegenseitigkeit in der MS-Wohngemeinschaft

5.5 Zugang zur Wohngemeinschaft

5.6 Dichotomie: Wohngemeinschaft versus Altenheim

5.7 Ergebnisse und Interventionsperspektiven

6 Ein integriertes Mehrgenerationenhaus

6.1 Design, Ziele und Status quo-Thesen der Befragung der Bewohner des integrierten Mehrgenerationenhauses

6.2 Bewohnerprofil des Mehrgenerationenhauses

6.3 Entscheidungsprozess für das Mehrgenerationenhaus

6.4 Gelebte Gegenseitigkeit

6.5 Biographie des Mehrgenerationenhauses

6.6 Schnittstellen zum öffentlichen Raum und Zukunft des Projekts

6.7 Ergebnisse und Entwicklungsperspektiven

Teil III Vergleichende Betrachtungen: Multiple Wohnoptima, das Problem des Heimeintritts und Aspekte des Heimlebens

7 Empirische Studien

7.1 Betrachtungen unserer Befragung: Idealvorstellungen versus Realisierungen

7.2 Zwischen Dasein wollen und Dasein müssen (Studie: Haider)

7.3 Forschungsprojekt „Weg ins Heim oder weg ins Heim?“ (Studie: Burkart)

7.4 Aktivsein in Senioren- und Pflegeheimen (Studie: Miklautz)

**Teil IV Politischer Kontext und Entwicklungsfragen des Feldes:
Wohn-Innovationen im kommunalen Lernkontext**

**Teil V Zum Ausblick: Sozialökonomische Aspekte der Kosten-
Effektivität**

Literatur

Anhang: Leitfäden der Interviews

Stichwortverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Einleitung und Architektur	23
Abbildung 2:	Struktur-, Prozess-, Outcomeebene des Forschungsprojekts	31
Abbildung 3:	Das Wohngruppenmodell im Aktionsgefüge	34
Abbildung 4:	Das System Mehrgenerationenhaus	36
Abbildung 5:	Forschungsdesign des Projekts	69
Abbildung 6:	Ablaufplan des Projekts	70
Abbildung 7:	Design der Befragung der Demenz-Wohngemeinschaft	74
Abbildung 8:	Charakteristika einer Demenz-Wohngemeinschaft	77
Abbildung 9:	Beziehungsprozesse der Gegenseitigkeit einer Demenz-Wohngemeinschaft	80
Abbildung 10:	Akzeptanz- und Lösungssucheprozess aus Sicht der Angehörigen	88
Abbildung 11:	Einbindung der Angehörigen	91
Abbildung 12:	Dichotomie: Im Zuhause versus Im Heim	94
Abbildung 13:	Die Lebenswelt: Wohngemeinschaft	99
Abbildung 14:	Design der Befragung der MS-Wohngemeinschaft	102
Abbildung 15:	Charakteristika der MS-Wohngemeinschaft	104
Abbildung 16:	Beziehungsprozesse der Gegenseitigkeit in der MS-Wohngemeinschaft	109
Abbildung 17:	Zugang zur MS-Wohngemeinschaft aus Sicht der Bewohner	110
Abbildung 18:	Design der Befragung der Bewohner eines Mehrgenerationenhauses	115
Abbildung 19:	Bewohnerprofil des Mehrgenerationenhauses	117

Abbildung 20:	Entscheidung für das Leben im integrierten Mehrgenerationenhaus	120
Abbildung 21:	Charakteristika eines Mehrgenerationenhauses	123
Abbildung 22:	Biographie des Mehrgenerationenhauses	128
Abbildung 23:	Die Lebenswelt: Mehrgenerationenhaus	133
Abbildung 24:	Wohnformen im Alter zwischen privaten Haushalt und Heim im Lichte der personalen Autonomie-Ausprägung	146

Geleitwort der Stiftung trias

Ein Ansatz der Stiftungsarbeit: „Selbstbestimmtes Wohnen“

Die Stiftung trias wurde als gemeinnützige Stiftung für Boden, Ökologie und Wohnen gegründet mit Sitz in Hattingen (Ruhr). Die Stiftung möchte einem spekulativen Umgang mit Boden, der eine „sozial und gesellschaftlich förderliche Nutzung“ desselben verhindert, ebenso entgegenwirken wie dem Auseinanderleben von Generationen und der zunehmenden Vereinsamung in der Bevölkerung. Sie wurde gegründet, um zukunftsfähige Wohnmodelle zu fördern, die Antworten auf die gesellschaftlichen Fragestellungen der Bodenspekulation, des gesellschaftlichen Zusammenlebens und ökologischer Verhaltensweisen suchen. Die Stiftung unterstützt Initiativen durch Übernahme von Grundstücken als „Bodenträger“ und Weitergabe über Erbbaurechte sowie durch das Fördern und Begleiten modellhafter Wohnprojekte.

Gesellschaftlicher Wandel und Forderung nach sozialer Inklusion

Der Bund hat zurzeit ein jährliches Defizit von ca. 60 Milliarden Euro. Es gibt kein Bundesland mit einem ausgeglichenen Haushalt. Viele Städte stehen unter Zwangsverwaltung. Armut, Vereinsamung und manchmal sogar Verwahrlosung sind die Entwicklungen im Verborgenen. Wir sehen die Folge des allgemeinen demographischen Wandels (im Jahr 2050 werden ca. 2 Mio. Mitbürger an Demenz erkrankt sein) und der verbesserten Lebenserwartung insbesondere behinderter Menschen (körperliche, wie Multiple Sklerose, und geistige Behinderungen). Die Sozialpolitik rechnet bis 2030 fast mit einer Verdopplung der Anzahl der Menschen mit Behinderungen.

Die soziale Inklusion als Lösungsansatz?

Dort, wo Inklusion als sozialpolitisches Konzept gelingt, werden separierende Einrichtungen überflüssig. Das Prinzip Inklusion drückt umfassende Solidarität mit Menschen aus, die zwar einen Hilfebedarf haben, aber eben nicht in einem umfassenden Sinn „hilfebedürftig“ sind. Hier setzt der Gedanke der Wohnprojekte an! Menschen, die

zusammen wohnen, ob in einer gemeinsamen Wohnung oder in einem gemeinsamen Haus oder in anderer Nachbarschaft, beeinflussen ihre Lebensqualität gegenseitig.

Förderpolitische Rahmenbedingungen

Es ist einiges in Bewegung gekommen im Bereich der sozialpolitischen Rahmenbedingungen. Bei der Personengruppe der Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen bietet die sozialpolitische Verankerung des „persönlichen Budgets“ im SGB IX für viele Menschen, die bislang in Heimen gelebt haben, überhaupt erst jetzt eine Chance, in einem eigenem Haushalt mit entsprechenden Unterstützungsleistungen zu leben. Förderliche Rahmenbedingungen für ambulant betreute Wohngemeinschaften wurden auch seitens des Gesetzgebers geschaffen. Beispielsweise schafft die mit dem Pflegeweiterentwicklungsgesetz von 2008 beschlossene Anhebung der ambulanten Leistungssätze der Pflegeversicherung im Verhältnis zu den stationären Sätzen finanzielle Anreize, sich für eine ambulant betreute Wohngemeinschaft zu entscheiden.

Fragestellung der Stiftung trias an die Praxis: Kosteneffektivität von Wohngruppen

Die Herausforderung liegt in der praktischen Umsetzung. Eine Kostenbeteiligung des Sozialhilfeträgers in ambulant betreuten Wohngemeinschaften erfolgt in der Regel nur, wenn die Pflege und Betreuung im bisherigen privaten Umfeld nicht mehr ausreichend oder nur zu unverhältnismäßig hohen Kosten geleistet werden kann. Ebenso ist der Sozialträger in der Regel nicht bereit, die Kosten einer ambulanten Versorgung zu übernehmen, wenn diese für ihn höher sind als die zu übernehmenden Kosten bei einer geeigneten stationären pflegerischen Versorgung vor Ort. Auf die Kostenbeteiligung seitens der gesetzlichen Pflegeversicherung oder der gesetzlichen Krankenversicherung wird an dieser Stelle nicht eingegangen. Es ist eine alltägliche Erfahrung von Wohngruppen (z. B. Demenz), dass der Wohngruppenplatz nicht teurer sein darf, als der günstigste Heimplatz vor Ort! Diesen Erfahrungen, die immer wiederkehrend auftauchen, wollten wir als Stiftung nachgehen und es entstand die Fragestellung: Sind Wohngruppen kosteneffektiv für unsere Gesellschaft?

Wohngruppen – Finanzierung – Forschungsinstitut

Drei Aufgaben mussten wir als Stiftung trias bewältigen, um auf die Fragestellung eine fundierte Antwort zu erhalten:

- Auswahl von Wohngruppen für eine Feldstudie
- wissenschaftliche Begleitung durch ein Forschungsinstitut
- Finanzierung.

Zwanzig Wohngruppen wurden angefragt, um an der Befragung teilzunehmen. Bei einigen Wohngruppen wollten die Bewohner nur zu einem Teil mitwirken, bei anderen konnten der Pflegedienst oder die Angehörigen nicht befragt werden. Drei Gruppen erklärten sich letztlich bereit, an der Befragung teilzunehmen.

Der Generali-Zukunftsfonds stellte uns die notwendigen Mittel der Finanzierung zur Verfügung, wofür wir sehr dankbar sind. Dass wir die Universität zu Köln, im Besonderen Herrn Professor Dr. Frank Schulz-Nieswandt, für die Durchführung der explorativen Studie gewinnen konnten, hat uns sehr gefreut. Es entstand die Fragestellung für die Forschung: Hat das gemeinschaftliche Wohnen für Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen einen „messbaren“ gesellschaftlichen Nutzen?

Ergebnis und weitere Schritte

Die Studie belegt, dass Lebensqualität und Kosten-Effektivität in Wohngruppen von Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen messbar höher sind als in Heimen. Die Stiftung trias fördert mit diesem Beitrag aktiv den gesellschaftlichen Wandel, besonders im Bereich sozialer Inklusion. Wir sind davon überzeugt, dass erst dann, wenn das gemeinschaftliche Wohnen für Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen als Standardmodell eine gewisse Produktreife besitzt, die Beteiligten, ob Sozialämter, Pflegekassen, Banken, Wohnungsgeber und „Wohnakteure“, entsprechende Skaleneffekte erzielen, die bei nicht-gemeinschaftlichen Wohnformen bereits vorliegen.

Die Nachfrage lässt nicht nach! Wir sind angefragt worden von einem Wohnprojekt (in Gründung) mit an Multipler Sklerose erkrankten Menschen, die sich gern für eine formative Evaluation zur Verfügung

stellen würden, um die Wirkungsmessung zu verdeutlichen und im Einzelnen die Kosteneffizienz nachzuweisen.

In diesem Sinne arbeiten wir weiter:

Gebet nicht dem „Alten“ die Kraft, sondern dem Neuen die Möglichkeit.

J. Rentendes

Anne Dellgrün, Vorstand der Stiftung trias

www.stiftung-trias.de

Vorwort

Beginnen möchten wir unser Vorwort mit einem großen Dankeschön an alle Befragten¹, die unsere Studie erst ermöglichten. Bei zahlreichen Besuchen haben wir Einblicke in das Leben einer Demenz-Wohngemeinschaft und einer Multiple-Sklerose-Wohngemeinschaft erhalten, die uns bewegt haben. Mit großem Respekt blicken wir auf das Leben und Arbeiten in diesen beiden Wohngruppen und danken herzlich für die freundliche Aufnahme bei unseren Besuchen. Unsere Besuche im integrierten Mehrgenerationenhaus (gemeint ist ein Mehrgenerationenwohnhaus: Wir bleiben aber infolge der dominanten Sprachpraxis bei dem Begriff des Mehrgenerationenhauses, zumal sich das Projekt selbst so bezeichnet) haben zu vertiefenden Gesprächen geführt, die über die reinen Interviews hinausgehen. Wir begegneten äußerst reflektierten Gesprächspartnern, die uns neue Blickwinkel für Formen des gemeinsamen Wohnens eröffneten. Unser Respekt gilt den Bewohnern, die durch ihr bewusstes und aktives Gestalten diese Wohnform mit Leben füllen. Wir danken herzlich für das freundliche Miteinander bei unseren Besuchen.

Zu danken haben wir Herrn Loring Sittler von Generali Zukunftsfonds sowie der Stiftung trias, hier vor allem Frau Anne Dellgrün, für die Unterstützung und Förderung des Forschungsprojekts.

Zu danken ist auch Herrn Dr. Rupr echt Poensgen vom Verlag Kohlhammer für die Aufnahme des Forschungsberichts in das Verlagsprogramm.

Orientierend für die Architektur einiger Passagen war auch die gelungene Bachelorarbeit (Studiengang Sozialwissenschaften) von Herrn Merih Ates (2011).

Am Ende der Arbeit reflektieren wir nochmals kurz einige Plausibilitäten, die die Auswirkungen unserer explorativ-qualitativen Ergebnisse auf die Reflexion der Kosten-Effektivität solcher Wohnprojekte betreffen. Wir konnten im Rahmen des Forschungsprojektes nicht kontrolliert die tatsächliche Kosten-Effektivität messen und testen. Dennoch muss eine Überlegung in den zukünftigen politischen Diskussionen beachtet werden: Wenn die

internen sozialen Ablaufprozesse (die gelebten sozialen Beziehungen: Tesch-Römer, 2010) in alternativen Wohnformen für das weitere Persönlichkeitswachstum der älteren Menschen, für die Lebensqualität und für weitere Korrelate – hier besteht in massiver Weise weiterer Forschungsbedarf – positiver ablaufen als oftmals in traditionellen Formen, dann sind diese nicht-stationären Wohnformen bei wahrscheinlich etwa gleichen Input-Kosten effektiver. Allerdings: Menschen sind infolge ihrer sozialen Lage und ihrer biographischen Werdeprozesse sehr unterschiedlich. Wenn man wissenschaftlich nicht genau beweisen kann, ob und wann welche Wohnform die beste Form ist, dann ist es evolutionär eine überlegene Strategie (und ethisch auch die beste Politik), einfach ein breites Wahlspektrum vorzuhalten. Dieser Gewährleistungsaufgabe kommt die Politik in Deutschland nicht nach.

1 Die weiblichen Leser mögen sich auch dann angesprochen fühlen, wenn wir uns aus Gründen des Textflusses auf die männliche Form beschränken. Die zitierten Interviewauszüge dienen als Belege und sind vollständig anonymisiert.

Teil I Forschungsfragestellung und Stand der Diskussionen

Wohnen im Alter, gemeinsames Wohnen im Alter – das sind bereits etablierte Themen (Andritzky & Strack, 2007; Weeber und Partner, 2001). Den Heimen allein, trotz ihrer außerordentlichen kulturgeschichtlichen Bedeutung im sozialen Wirkbereich der großen Weltreligionen (Horden, 2005; vgl. auch in Schulz-Nieswandt, 2003), kann nicht die Zukunft gehören. Zumal ihre kulturgeschichtliche Rolle als (bauliche, mentale wie praktische) Form der organisierten Barmherzigkeit (Dirmeier, 2010) als „Orte der Verwahrung“ (Ammerer et al., 2010) kritisch gesehen werden muss. Die Frage nach der Konzeptualisierung der Formen, in denen der Mensch in Würde altern kann (Billmann, Schmidt & Seeberger, 2009), muss heute einer Antwort zugeführt werden.

Ein gestaltbezogener Differenzierungsbedarf zeichnet sich seit langem ab. Das Themenfeld Wohnen im Alter (vgl. auch Mette & Narten, 2005) ist in der gesellschaftspolitischen Diskussion aktueller denn je. Der Zweite Altenbericht widmete sich schon 1998 dem Thema mit dem Tenor, dass die Gestaltung des Wohnumfeldes die weiteren Verlaufsmuster des Alterns mitbestimmt. Zahlreiche Eckpunkte eines Handlungsbedarfes werden genannt (BMFSFJ, 1998, 239ff.): Die diesbezüglichen Empfehlungen gehen vor dem Hintergrund der in der Gerontologie (Tesch-Römer & Andrick, 2011; Kruse & Wahl, 2009) mit Vehemenz herausgestellten Verschiedenartigkeit der Lebensformen und -bedingungen im Alter in Richtung eines breitgefächerten Spektrums an Wohnangeboten (Blonski, 2009). Neben der Anpassung des Wohnungsbestandes an die Bedürfnisse älterer Menschen gewinnen die aus der internationalen Forschung mit Evidenz vorgetragene Argumente der Quartiersgestaltung sowie der Qualität wohnungsnaher Freiräume an Bedeutung. Dabei ist der Quartiersbezug (vgl. auch Netzwerk: Soziales neu gestalten, 2008) im urbanen Raum noch leicht begreifbar², im ländlichen Raum (Sternberg, 2010) ist der Bezug zum Wohnumfeld anders zu bestimmen.

Über zehn Jahre später zeigt sich mit Bezug auf diese hier angeführte Sichtweise im Zweiten Altenbericht, dass das Wohnangebot im Alter facettenreicher und bunter geworden ist (auch in der Schweiz, z. B.: Höpflinger, 2006; 2009), wobei es bereits möglich ist, erste Schlussfolgerungen hinsichtlich Stärken und Schwächen verschiedener Wohnkonzepte zu skizzieren (Weltzien, 2004). Nicht alle Zusammenhänge sind aber so simpel, wie manchmal dargestellt (Palm & Bogert, 2007).

Heute gibt es neben dem dichotomen Schema Privathaushalt und Heim zahlreiche Variationen des Wohnens im vor-pflegerischen Kontext, aber auch für Pflegesituationen. In unserer Untersuchung betonen wir beide Phasen des Alters und der weiteren Alterungsverläufe: die vorpflegerische Alterungsphase und, soweit sie personal in der jeweiligen Biographie relevant wird, die von Hilfe- und Pflegebedürftigkeit charakterisierte Alterungsphase (vgl. auch Höpflinger, Bayer-Oglesby & Zumbunn, 2011). Aus der Gerontologie ist empiriegestützt bekannt, ja es ist zur Doxa der differentiellen Gerontologie geworden, dass Alt-Werden und Alt-Sein nicht identisch ist mit umfassenden Verlustprozessen und der Herausbildung von existenziell massiven Abhängigkeitsformen der Lebensführung (Deutsches Zentrum für Altersfragen, 2010). Die interpersonale Varianz ist hoch. Und auch intrapersonal wird man genau lebenslagendiagnostisch hinschauen müssen, wo und wie der Bedarf definierbar ist.

All das ist sattsam bekannt und muss doch immer wieder explizit formuliert werden (Schulz-Nieswandt, 2006; 2010). Für das Verständnis wohnmorphologischer und auch wohnungs(-wirtschafts-)politischer Fragestellungen ist dies wichtig. Wohnpolitik ist Teil der Sozialpolitik (definiert als Intervention in Lebenslagen und in die Verteilung der Lebenslagen: Schulz-Nieswandt, 2006), und diese ist damit wiederum Teil der Gesellschaftsgestaltungspolitik, dabei wiederum auch das Miteinander der (familial-verwandtschaftlichen wie der gesellschaftlichen) Generationen relational umfassend (Schulz-Nieswandt et al., 2009).

Wohnen ist von existenzialer Bedeutung und deshalb, wie andere Güter der Daseinsvorsorge (Schulz-Nieswandt, 2010b), Gegenstand einer Debatte um die Gewährleistungsstaatlichkeit (Schulz-Nieswandt,

2011). Wohnen ist (Iken, 2007), ohne hier auf die anthropologische Debatte³ umfassender zurückzugreifen, eine kulturelle Institution, in der sich die elementarsten Schutzfunktionen des Menschen habitualisieren.

Wohnen ist, wohnpsychologisch gesehen (Flade, 2006), zugleich eine Ausdrucksqualität der seelischen Identitätswürfe des Menschen im Modus seiner Formen des sozialen Miteinanders. Diese Ausdrucksqualität gewinnt das Wohnen in der Mikrowelt ihrer baulichen, also architektonischen Konstruktion, aber auch im Kontext ihrer lebensweltlichen Einbettung und Verflechtung in und mit den Wohnumwelten im engeren (nachbarschaftliches⁴ Wohnumfeld) und weiteren (siedlungsstrukturellen) Sinne.

Wurde soeben betont, die Formen des Wohnens hätten sich in Deutschland (oder etwa auch in der Schweiz: Höpflinger, 2006; 2009) ausdifferenziert, so wird man dennoch konstatieren müssen, dass ein offensichtlich tiefsitzender grammatischer Code die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Herausforderung und der Imagination von Antworten und Lösungsideen beherrscht, also die Ideenbildung skriptartig organisiert.⁵ Entsprechend kanalisiert sich auch das soziale Handeln gemäß diesem Code. Das Denken wie das (politische) Handeln ist hier binär codiert: Dichotomisch wird das Spektrum der wohnlichen Möglichkeiten aufgespannt zwischen zwei Polen, auf die hin in der Regel das Denken wie das Handeln fixiert sind.

Soziale Phantasie über Alternativen ist nicht die Regel; institutionelle Pfadabhängigkeiten dagegen umso mehr. Einerseits geht der Blick auf das private, häuslich organisierte Wohnen mit der Konnotation hoher personaler Autonomie: selbstständige Lebensführung in den eigenen (eventuell auch gerade eigentumsrechtlich eigenen) vier Wänden. Dass auch der Raum dieser technisch-dinglichen wie auch sinnlichen, sozialen und seelischen Geometrie der vier Wände eine Käfigfunktion (vgl. auch Neuenstein, 2003) bekommen und zum engen Container werden kann, der die Entwicklung der Person hemmt oder gar gefährdet, wird eher selten in die Reflexion einbezogen. Im 4. Altenbericht der Bundesregierung gab es allerdings diesbezüglich Warnungen (BMFSFJ, 2001, S. 254 f.): häuslich-privates Wohnen nicht um jeden Preis!

Allzu ängstlich wird jedoch die Wahrnehmung auf den anderen Fixierungspol der Situationsdeutung gelenkt: das Heim⁶, in der Forschung (und um keine frühzeitigen Missverständnisse aufkommen zu lassen: oftmals mit guten Gründen) in der Tradition von Goffman (2010) als „totale Institution“⁷ klassifiziert, als Ort der Entpersonalisierung, der systematischen (architektonischen wie sozialen, in den sozialen Interaktionsordnungen verwurzelten) Verweigerung der Autonomie und somit der selbstständigen Lebensführung der Person. Die Themen der Heimrisikofaktoren, auch die Probleme der Heimübersiedlungspfade sowie die zahlreichen Fragen der Qualitätssicherung im stationären Setting sind über Jahre intensiv erforscht und diskutiert worden. Kinderlosigkeit (vgl. auch Schnurr, 2011) muss hierbei als ein besonders bedeutsamer Prädiktor angesehen werden. Wir können auch, um uns von anachronistischen Rollenzuschreibungen und moralischen Erwartungszuschreibungen familialistisch-archaischer Art zu lösen, von Netzwerklücken⁸ sprechen. Auch die internationale Literatur bietet hierzu umfassendes Material.

Die Literatur soll hier nicht verdichtet zur Synopse gebracht werden. In Kapitel 2 werden einige Aspekte nochmals akzentuiert aufgegriffen. Hier mag sich ein Wandel, der auch die Aktivierungspotenziale im stationären Pflegesetting erkennt und betont (Miklautz, 2006; kritisch Jenull-Schiefer & Janig, 2004; Ackermann & Oswald, 2006), abzeichnen, wohl auch als Ausdruck der Macht der Ideen und der Wandlungen (Brachmann, 2011) in den Paradigmen des professionellen und organisationalen Denkens und Handelns (Schulz-Nieswandt, 2010a). Die dergestalt eingeleiteten Wandlungen sind jedoch auch als eher schleichende, immer wieder auszubalancierende (Glasenapp, 2010) und noch längere Zeit von Widersprüchen geprägte Prozesse angemessen zu verstehen. Demnach muss der kritische Blick nach wie vor auf tiefersitzenden kulturellen Grammatiken der Institutionen verweilen (Schulz-Nieswandt, 2010); vorschnelle oberflächliche Studien (Schneiders, 2010) helfen da kaum weiter.

In der vergleichenden Analyse (Teil III) kommen wir auf das versteckte Dispositiv, auf die Konstruktionslogik dieses wirklichkeitsbildenden Diskurses, nochmals kritisch zurück. Gleichwohl können wir die ganze Komplexität dieser kulturellen

Grammatik der Institutionen und der dort tätigen Professionen nicht rekapitulieren. Ganz so einfach ist die Welt nicht gestrickt (dazu ausführlich in Schulz-Nieswandt, 2010). Soweit soll allerdings dargelegt werden: Entpersonalisierende Interaktionsordnungen sind Ausdruck mentaler Modelle der handelnden Personen, nicht uneindeutig gebunden an bestimmte primär architektonisch definierte Settings des Wohnens. Soziales Handeln, das immer über die Wechselwirkung zwischen Menschen konstituiert ist, läuft habituell ab, ist inkorporierte Logik infolge der Erziehung und Sozialisation der Menschen im komplizierten (aber nie vermeidbaren) Verstrickungszusammenhang von Kulturgeschichte, Zeitgeschichte und individueller Biographie. Gleichwohl wissen wir um die restriktiven organisationalen Arbeitsbedingungen in den stationären Settings der Pflege. Zeitmangel ist und bleibt dort ein Problem (Arnold, 2008).

Die wissenschaftliche Diskussion muss – hier folgen wir einem spezifischen kulturwissenschaftlichen Blick auf das gesamte Feld – insofern die „Drehbücher“, die sozialen Inszenierungen des Miteinanders der Menschen (hier in Wohnsettings und Pflegesituationen) als Ausdruck gespielter Skripte (Breckner, 2010) verstehen lernen, um dadurch erklären zu können, ob und wie, also durch welche sozialen Mechanismen es zu Entpersonalisierungen bis hin zu Reinfantilisierungen, Regressionen etc. kommt.

Die Welt institutionalisierter Langzeitpflege, ebenso andere stationäre Settings sind oftmals Orte solcher, wie wir es nennen wollen, daseinsverfehlender Entwicklungen. Aber auch die private Lebenswelt des autonomen Haushaltes, die Formen privat-häuslicher Pflegearrangements (Blinkert, 2007) sind nicht frei von solchen verfehlten Formen der Daseinsbewältigung. Vereinsamung und Verwahrlosung ebenso wie verschiedene Arten der Gewalt sind dort nicht fremd. Wir werden in der vergleichenden Betrachtung (Teil III) daher eine These der multiplen optimalen Arrangements vorstellen. Der dichotome Blick wird damit überwunden. Auf diese Weise wird aber auch die Varianz betont: In allen Wohn- und Pflegesettings kann es mehr oder weniger gute, gar schlechte Praxisformen geben.

Es ist genau hinzuschauen: Was sind Faktoren des Gelingens? Woran scheitern Settings? Keine Wohnform im Spektrum der Möglichkeiten ist vor dem Scheitern a priori geschützt. Es kommt darauf an! Andere

Wohnformen im Feld zwischen den kritisierten dichotomen Polen dürfen demnach auch nicht romantisiert werden. Sie sind voraussetzungsvoll⁹, wie eben auch eine gelingende Deinstitutionalisierung, wie wir aus internationalen Erfahrungen wissen. Die Deinstitutionalisierungsprozesse haben viele Gesichter (Forster, 2000). Enthospitalisierung (definiert als Auszug aus dem stationären Setting: Kallert et al., 2006) bedeutet nicht automatisch Deinstitutionalisierung, wenn dieser Begriff auf die soziale, also interaktionale Praxis des Umgangs mit Menschen mit Hilfe-, Förder- und Unterstützungsbedarf abzielt (Bitter et al., 2009). Die Deinstitutionalisierung z. B. in der Behindertenhilfe in Norwegen (Sautter, 2008) hat zur Zunahme der Vereinsamung der betroffenen Menschen deshalb geführt, weil die Vernetzung ins Wohnumfeld nicht gelang (oder gar nicht erst anvisiert war).

Es scheint – um es nochmals, aber deutlicher zu sagen – wichtig zu sein, das Thema der Wohnmöglichkeiten nicht nur an die Pflegesituation zu koppeln. In der Pflegesituation ist die Frage der Wohnform von konstitutiver Bedeutung für den Erhalt und der Förderung der personalen Autonomie. Gerade dort. Aber nicht nur dort. Der Zusammenhang gilt für den ganzen menschlichen Lebenszyklus. Auch das Thema des Kinderzimmers, um ein lebenslaufbezogen zeitlich vorgelagertes Phänomen aufzugreifen, ist von hoher kulturgeschichtlicher¹⁰ wie individualpsychologischer Bedeutung, für die Personwerdung des Menschen.

Wir haben daher den Blick nicht nur auf Wohnformen in der bereits relevant gewordenen Pflegesituation geworfen; auch die vorpflegerische Entwicklungsphase des Alterns muss beachtet werden. Die Formen des Hineinalterns (wie gesagt: angesichts der Befunde der differentiellen Gerontologie ohne Determinismus gedacht) in Abhängigkeitssituationen des höheren Alters sind entscheidend, sie sind mitentscheidend für die weiteren Verlaufsformen des Alter(n)s.

Die längsschnittliche Perspektive ist folglich entscheidend. Kontrollierte, also mit Kontrollgruppen praktizierte Interventionsstudien wären demnach der „Goldstandard“ der Forschung. Doch diese sind naturgemäß teuer. Querschnittliche Analysen helfen daher in der Regel nicht viel weiter. Das gilt natürlich

auch für unsere Studie, die nur als explorativ und – allerdings – tiefgehend verstanden werden kann. Und wenn bislang von Hilfe- und Pflegebedürftigkeit die Rede war, so sind wir uns der Probleme und Grenzen dieser Begriffsbildung, nicht nur angesichts der neueren Fachdebatten um die Neufassung des Begriffs der Pflegebedürftigkeit (Wilcken, 2011; Danz, 2011), durchaus bewusst. Unsere Ausführungen beziehen sich auf oftmals komplexe Bedarfslagen, bei denen etwa chronische Erkrankungen, mitunter im Rahmen von Multi-Morbidität, funktionelle Beeinträchtigungen, psychosoziale Aspekte, verschiedene Formen von Behinderungen überlappend, zum Teil zusammenhängend entstanden, zur Wirkung kommen.

Und noch eine weitere kurze Vorklärung sei angeführt. Wenn von Bedarf und Versorgung die Rede ist, meinen wir keine Logik paternalistischer (Zude, 2010; Stettner, 2007), also einer durchaus wohlwollenden, gar generös, aber aus Gnade und Barmherzigkeit „von oben“ herab gewährten sozialen Hilfe, egal, ob wir medizinische, pflegerische oder heilpädagogische Professionen oder auch Angehörige oder bürgerschaftlich bzw. ehrenamtlich Engagierte in die Betrachtung einbeziehen (dazu in Schulz-Nieswandt, 2010). Natürlich geht es unabdingbar um Hilfe und um Helfen. Aber Hilfe bleibt bei uns eingebettet in die normativ eingeforderte Logik des Förderns, der Hilfe zur Selbsthilfe, der Selbstbefähigung und des Selbstmanagements. Und hier müssen die Professionen ihre je eigene Optimalität von Nähe und Distanz realisieren (Dörr & Müller, 2007; Duppel, 2005). Wohnen ist in diesem Sinne positioniert zwischen Privatheit und Öffentlichkeit (Eberle & Glaser, 2009; ganz explizit dazu Wonneberger, 2011).

Es sei hier nur angedeutet, dass mit dem Einbringen dieser Kategorien des Privaten und des Öffentlichen als Verräumlichung der auch seelisch erfahrbaren Kategorien der Nähe und der Distanz grundlegende Fragen anthropologischer Art aufgeworfen werden, die geschichtlich und kulturell jeweils konkret verstanden werden müssen (Ritter, 2008; Moos, 2004). Die anthropologische Reichweite derartiger Analysekatoren macht jedoch, und nur das sei hier hervorgehoben, überaus deutlich, wie bedeutsam diese Schlüsselperspektive der definitorischen Konstruktion und der sich anschließenden Balance von Nähe und Distanz, Privatheit und öffentlichem Raum ist.

Hilfe ist Unterstützung, kompetenzbezogen im jeweiligen Lebensumfeld, hier vor allem mit Betonung des Wohnumfeldes, der Wohnform im Rahmen des Sozialraumes (Kessl et al., 2005; Kessl & Reutlinger, 2010). Es geht also um die Autonomie der Person. Auch die Erfahrungen zum gemeinschaftlichen Wohnen in den Niederlanden (vgl. auch Narten & Tischer, 1999) sind in dem Sinne „realistisch“ geworden, als die persönlichen Freiräume heute deutlich(er) betont werden (Grossjohann & Stolarz, 2000). Es geht um Erhalt und Förderung dieser Autonomie.

Aber der Autonomiebegriff ist nicht trivial. Weil der Begriff der Person anspruchsvoll ist. Zumal wir die Betonung des Empowerments¹¹ als Leitprinzip sozialer Politik nicht unter der Hand in ein neo-liberales Regime des Denkens und Handelns gouvernemental (Lengwiler & Madarász, 2010) abgleiten lassen wollen. Ambivalenzen prägen die Problematik (Anhorn, Bettinger & Stehr, 2007; Niedik, 2010).

Person-Sein ist nicht reduzierbar auf einen abstrakten Begriff des Individuums und eine dergestalt triviale und entleerte Verständnisform von Freiheit. Person-Sein ist immer gekoppelt an die dialogische Existenz mit dem Du, dem unmittelbar Anderen des Mit-Seins im sozialen Dasein. Das Person-Sein verdankt sich diesem sozialen Modus des Mit-Seins und verdankt sich daher sogar dem „Wir“, in das die Person geworfen und auf seine weitere Entwicklung hineingestellt ist. Person-Werdung ist Individualisierung angesichts historischer Zeit und angesichts kulturellen Raums. Die Selbst-Sorge bleibt an der konkreten, interpersonellen Mit-Sorge und an der Verantwortung im Wir des abstrakteren gesellschaftlichen Miteinanders, ontologisch unhintergebar, gebunden.

Es ist sicherlich nicht falsch, unsere empirischen Studien sowie die sozialpolitischen Interpretationen und Bewertungen deutlich vor dem Hintergrund dieser uns leitenden philosophischen (zum Teil theologischen: Schulz-Nieswandt, 2009b) Anthropologie offenzulegen.

Die von uns untersuchten Wohnformen – betreute Wohngruppen für chronisch Kranke und integriertes Mehrgenerationenhaus – reihen sich zwischen diesen beiden andiskutierten Polen ein.